

## Festrede zum Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers,

22. März 1879.

So weit unsere Erinnerung trägt, ist der Geburtstag unseres Königs ein hoher Fest- und Freudentag, ein Tag, der seit Gründung des neuen Deutschen Reichs naturgemäss noch erhöhte Bedeutung gewonnen hat. In allen Gauen des Vaterlandes, ja wo immer nur, über den weiten Erdkreis zerstreut, Deutsche wohnen, schallt heut heller Jubel, allüberall weht und flattert, ihren kaiserlichen Schirmherrn zu grüssen, unsere harterkämpfte nationale Tricolore im frischen Frühlingswinde!

Kaiser Wilhelm! Wem ginge nicht das Herz auf bei diesem Namen? Wem ist es nicht, als müsste ihm in allen festlichen Veranstaltungen dieses Tages, auf allen Wegen fort und fort der gemüthliche Refrain des Hoffmann von Fallersleben'schen Kaiserliedes wiederklingen:

„Du edles Deutschland, freue dich,  
Dein König, hoch und ritterlich,  
Dein Wilhelm, Dein Kaiser Wilhelm ist's!“

Mit tiefer ergriffenem Gefühle, in gesammelter ernsterer Stimmung begrüssen wir aber das Licht eben dieses Tages, an welchem unser ehrwürdiger Kaiser Wilhelm wiederum in ein neues Lebensjahr — sein dreiundachtzigstes! — getreten ist. Wohl sehen wir mit innig befriedigter Theilnahme die frohe Bewegung, den heiteren Glanz des in solcher Art gewiss seltenen patriotischen Festes; doch ein bitterer Tropfen mischt sich in den Becher der Freude: die einmal nicht abzuweisende Erinnerung an die unerhörten, gegen das geweihte Haupt seiner Majestät gerichteten Frevelthaten des vergangenen Jahres, angesichts deren der Genius des Vaterlandes sein Haupt verhüllen muss.

Es war, wie seiner Zeit der Reichskanzler Fürst Bismarck in öffentlicher Rede treffend hervorhob, für unser nationales Gefühl eine tiefe Demüthigung, dass „ein Monarch, der mehr wie irgend ein lebender, und ich möchte wohl sagen, ein der Vergangenheit angehöriger gethan hat mit Einsetzung seines Lebens, seiner Krone, seiner monarchischen Existenz, um die Wünsche und Bestrebungen seiner Nation zu verwirklichen, der dies mit einem gewaltigen Erfolg und doch ohne jede Ueberhebung gethan, der dabei ein milder, volksfreundlicher Regent geblieben ist, eine populäre Figur“ — dass der von Mörderhand bedroht, ja getroffen wurde. Wir vermögen den Gedanken kaum zu fassen und zu ertragen, dass die hohe Heldengestalt unseres Kaisers, des Siegers von Königgrätz und Sedan, der fest stand im Donner der Schlachten, vor dem tückischen Blei eines ruchlosen Buben dahingesunken wäre, dass die Annalen der deutschen Geschichte auf ihrem dunkelsten Blatte das schmachvolle Ereigniss zu verzeichnen gehabt, wie der ruhmreiche erste Hohenzollern-Kaiser — gleich dem zweiten aus dem Hause Habsburg — ein tragisches Ende gefunden.

Doch solch schwere Sorge nahm ein gütiges Geschick vom Herzen der Nation. Den Tagen der Trauer folgten Tage des Trostes. Die durch strenge Mässigkeit und stete Arbeit gestählte Natur des greisen Helden überwand das ihm angethane schwere Leid. Und so ging bald, eher noch als man zu hoffen gewagt, in alles Land die frohe Botschaft, wie seinem Schmerzenslager, die von des Volkes Liebe gespendete blaue Blume der Treue in Händen, die hohe Himmelstochter Genesung genaht.

„Mit Frohlocken es einer dem andern rief:  
Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!“

Diese allgemeine Freude fand denn ihren erhebenden allgemeinen Ausdruck in der mit einem Ertrage von zwei Millionen die alte Liebe und Treue so glänzend bekundenden „Wilhelmsspende“. Sie fand ihren weiteren Ausdruck in dem jubelnden Empfange, der dem genesenen Kaiser zunächst auf seiner gewohnten herbstlichen Heerfahrt zu Cassel, dann am Rhein: in Coblenz, Cöln, Wiesbaden, und schliesslich von seiner Residenz Berlin bereitet wurde.

Voll freudigen Dankes, dass so unverhofft und wunderbar Schlimmes zum Guten sich gewandt, beeiferte sich Alles, dem theuren Heldengreise ein um so reicheres Mass begeisterter Liebe und Verehrung entgegenzubringen, mit um so bunteren Kränzen und volleren Gewinden seinen Ehrenweg zu schmücken. Unvergesslich ist mir zumal aus den Casseler Kaiser Tagen, wie unser Kaiser Wilhelm, von Gastein heimgekehrt, umbraust von dem Jubel der Tausende, im offenen Wagen seinen fröhlichen Einzug, seine joyeuse entrée auf Wilhelmshöhe hielt. Eine so freie, ungezwungene Kundgebung eines allergreifenden, aus dem innersten Herzen quillenden Enthusiasmus, eine so grossartig einmüthige Bethätigung treuester Anhänglichkeit an Kaiser und Reich hat man sicher sonst selten gesehn.

Dem entsprechend war der in seiner echt volksthümlichen Art ganz einzige und unvergleichliche Schmuck der Stadt Cassel, die seit der Gedenkfeier der Leipziger Schlacht ein solches Festtreiben nicht erlebt hatte. Bis in die fernsten Stadttheile, so weit hinauf, hinab das Auge reichte, winkte ihm das frische freundliche Grün unzähliger Guirlanden und Kränze, wallende Fahnen zogen darüber hin, an allen Wendungen der mit dichtlaubigen Bäumen bestellten Strassen ragten Ehrenportale mit poetischen Willkommgrüssen. In den ausgeräumten Schaufenstern bekränzte Büsten und Bilder des Kaisers, in Kornblumen dargestellt die Initialen seines Namens oder die Kroninsignien, und was derart sonst die Liebe erfunden. Dazu die drängende festliche Bewegung der erregten Menge, die aus tausend leuchtenden Blicken redende wahrhafte Begeisterung des Volkes für Deutschlands ritterlichen Kaiser! Auf allen Lippen ein Wort: der Kaiser! In allen Herzen ein Wunsch: der, den Kaiser zu sehen!

Meine kurze Schilderung lässt wohl zur Genüge erkennen, wie tief doch die Kaiseridee dem Volke in's Herz gedrungen. Und sah man dabei auf deren gefeierten Repräsentanten, dem zu Ehren das Alles so sinnig und herzlich veranstaltet worden, so durfte man sich mit patriotischem Stolz gestehen, dass, wie einst die Römer von Kaiser Titus sagten, unser Kaiser Wilhelm — gleich jenem streng gegen sich selbst, aber freundlich und gütig gegen seine Unterthanen — in Wahrheit die Liebe und Wonne seines Volkes genannt zu werden verdient.

Dem Zweifler aber — denn es gibt ja überall solche nüchterne, skeptische Naturen — möchten wir zu alledem gewünscht haben, dass er jene zur grossen Kaiserparade zusammengeströmten Menschenmassen geschaut hätte, dass er da gehört, wie die Jubelrufe von Heer und Volk in einem gewaltigen Accord zusammenschmolzen: Heil dem Kaiser! Die Trommeln wirbeln, die Fanfaren schmettern — aber sie schier übertönend braust zu den elektrisirenden Klängen der Nationalhymne der Hurraruf des Volkes: Heil Dir im Siegerkranz!

Solche enthusiastische Huldigungen wiederholten sich, wenn auch nicht in gleicher Ausdehnung und Stärke, vielfach anderer Orten. Doch dem Kaiser selbst fehlte — so sehr auch diese untrüglichen Zeichen treuester Zuneigung und Anhänglichkeit seinem tief verwundeten Herzen wohlthun mussten — zu vollkommener Befriedigung bei alledem Eins: die gewohnte regelmässige und geordnete Thätigkeit, die ungehinderte Ausübung seines hohen Berufes. Erklärte Er doch selbst in dem Sinne zu Wiesbaden, er habe nicht so sehr ein Schmerzenswie ein Geduldslager überstanden, da er so lange seiner Thätigkeit sei entrissen worden. Welche Freude daher für unsern greisen Kaiserlichen Herrn, als es ihm endlich vergönnt war, selbst wieder mit kräftiger Hand das Ruder der Regierung zu ergreifen.

„Meine Kräfte gehören dem Vaterlande!“ hatte einst der angehende Jüngling (bei seiner Confirmation) feierlich gelobt und das Wort wollte Er selbst als hochbetagter, schwerkgeprüfter Greis treulich halten — treu nicht nur dem Gelöbnisse seiner Jugend, sondern treu auch der alten preussischen Tradition: dass der Herrscher selbst dem Staate gegenüber keineswegs absolut und eigener ernster Verpflichtung ledig sei, vielmehr nur — wie der grosse Friedrich

dem übermüthigen Worte Ludwig's XIV.: „L'état c'est moi!“ entgegen sagte — sich als dessen ersten Diener zu betrachten habe.

Gewiss nicht mit Unrecht hat man den preussischen Staat den Staat der Intelligenz genannt, er ist aber auch, mit gleichem Rechte können wir es sagen, von unten bis zur obersten Spitze der Staat der Arbeit, dessen charakteristische Art in den Worten des Dichters (Goethe, Tasso I, 4) vorgezeichnet erscheint: „Was gelten soll, muss wirken und muss dienen.“

Diesen selbstlosen, jederzeit auf den Ernst der Arbeit gerichteten Sinn haben vor andern Fürstengeschlechtern die Hohenzollern bewährt und bethätigt, welche, seitdem Friedrich's I. Mission in die Marken ging — bald wird ein halb Jahrtausend darüber verschwunden sein — mit zäher Energie ihren Staat gegen zahlreiche und mächtige Feinde zu schirmen, ja oft genug einen wahren Kampf um's Dasein zu führen hatten. Aus der glänzenden Reihe dieser willensstarken Fürsten seien hier nur die drei genannt, durch deren angestregtes Wirken Preussen zu seiner Grösse gelangte, deren epochemachende Regierung so zu sagen die Etappen des von unserem Staate in nur zwei Jahrhunderten durchmessenen welthistorischen Weges darstellt, die Triumvirn der preussischen Geschichte: der grosse Kurfürst, Friedrich der Grosse, Kaiser Wilhelm — Kurfürst, König, Kaiser!

Friedrich der Grosse — um nur bei diesem unvergleichlichen, einzigen Fürsten einige Momente zu verweilen — war ohne Frage einer der thätigsten Menschen, die je auf der Höhe eines Thrones gestanden haben. Mit männlichem, würdevollem Ernste trat der Jüngling sein königliches Amt an, indem er, die in ihm aufsteigende elegische, wehmüthig resignirte Stimmung bezwingend, sich mahnend vorhielt, wie nun die idyllisch schönen Tage von Rheinsberg unwiederbringlich dahin seien:

„Ade, ihr Verse, du, der Flöte Klang,  
Ade, ihr Freunde all, Voltaire und dein Gesang.  
Ich trage jetzt die schwere Last der Krone,  
Treu leb' ich meiner Pflicht und meinem Throne.“

Wie von Anderen selten bezeugt, hatte Friedrich von der Aufgabe des Fürsten die erhabenste Vorstellung: je höher die Stellung, desto höher die Pflicht. „Will man“, sagte er, „dass die Monarchie den Sieg behalte über die Republik, so muss der Monarch thätig und unbescholten sein und alle seine Kräfte zusammennehmen, um seinen Pflichten zu genügen.“

Im Gegensatz zu dem mit seinem prahlerischen Prunke, seiner weichlichen Ueppigkeit die Nemesis herausfordernden Versailler Königthum war es dem unablässig für das Wohl seines Staates wirkenden preussischen Heldenkönige wie Wenigen gegeben, durch seine Persönlichkeit der Monarchie eine höhere Weihe zu verleihen und, mit Fürst Kaunitz zu reden, den Thron und das Diadem zu adeln. Es ist ganz im Geiste der strengen Pflichtlehre Kant's, seines kategorischen Imperativs, wenn der König noch in seinen letzten Tagen sagte: „Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit, mein Leib und Geist beugen sich unter der Pflicht. Dass ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, dass ich thätig bin.“

Selbst so unverdrossen in der Ausübung seines königlichen Berufes, war er denn auch berechtigt, Gleiches von Anderen zu verlangen und dem preussischen Staate mit dem berühmten Worte: „Toujours en vedette! Tout soit force, nerf et vigueur!“ seine Aufgabe anzuweisen. Indem er so alle Kräfte antrieb und in Spannung hielt, zeigt sein hohes Vorbild in bedeutsamer Weise, was selbst ein kleiner Staat durch Einsicht und Thätigkeit seiner Fürsten vermag.

Als die Zeit nahte, in der Friedrich der Natur seinen Tribut zu zahlen hatte und die Aerzte ihm dringlich riethen, sich zu schonen, da selbst noch wollte er von Sorge für seine Person nichts wissen. Lange schon der Stütze des Stockes bedürftig, wollte er lieber den hinfälligen Körper zur Arbeit, zur Vitalität zwingen, als müssig sein. Wie er einmal an seinen Jugendfreund Jordan geschrieben: „Du hast Recht zu glauben, dass ich viel arbeite. Ich thue es um zu leben, denn nichts gleicht mehr dem Tode als der Müssiggang“ — so dachte und handelte er bis zu seinem Todestage (17. August 1786).

Des Sinnes heisst es denn in seinem denkwürdigen Testamente u. A.: „Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblicke der Geburt bis zu dem des Todes. Während dieses kurzen Zeitraumes ist der Mensch bestimmt, für die Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten.“ Nachdem er dann des Näheren ausgeführt, wie er mit allen Kräften „seine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen“ bemüht gewesen sei, mahnt er seine Verwandten, „im Nothfall ihr persönliches Interesse dem Wohl des Vaterlandes, dem Vortheil des Staates zu opfern“, und schliesst dann, seine letzten innigsten Wünsche in den letzten Hauch zusammenfassend, mit dem Mahn- und Segensrufe für sein Preussen: „Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden; möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein!“

Die hohe Auffassung königlicher Pflicht, wie sie das ganze Walten Friedrichs des Grossen durchdrang und in ihm in einer Klarheit und Festigkeit zu Tage trat wie nie vorher in einem anderen Lande und durch einen anderen Herrscher, diese uneigennützigste Auffassung des Königthums als einer hohen und ernsten Pflicht hat unser Kaiser und König als ein edles Vermächtniss übernommen und zum innersten Eigenthum seiner Seele gemacht. Er, in dessen wunderbaren Thaten und Erfolgen der Stern Friedrichs des Grossen wieder aufleuchtete, ist sein wahrer und würdigster Erbe!

Gilt doch von unserem Kaiser Wilhelm in allen Punkten und in vollem Umfange, was der treffliche Geschichtschreiber Ludwig Häusser von Friedrich dem Grossen sagt: „In unserer ganzen Geschichte ist bis dahin keine Persönlichkeit zu erwähnen, an deren Grösse sich die gesammte Nation so ohne Unterschied der Stämme und Meinungen wieder erhob. Dass dieser König den Hochmuth der vornehmen europäischen Politik züchtigte und die alte deutsche Waffenehre wieder zur vollen glänzenden Anerkennung brachte, dass er allen den Fremdlingen, die sich so lange übermüthig als die Herren geberdet auf deutschem Boden, jetzt blutig heimplatzte und überall als der Ueberlegene, Rasche, Unbezwingliche erschien, dem auch die Gegner ihre Bewunderung nicht versagten, das war von unberechenbarer Wirkung für das ganze deutsche Leben. Hier ward der schlimme Ruf unserer schwerfälligen und unbeholfenen Art zum ersten Male glänzend widerlegt, hier ward nach langer Oede ein deutscher Mann mit seinem Volke der Gegenstand des Neides und der Bewunderung eines ganzen Welttheils.“

Der unermüdtlich thätige und wachsame König, in seiner schlichten, anspruchlosen Erscheinung, mit seinem scharfen Auge, seinem unverwüthlich gesunden Sinne, seiner Verachtung des Scheins, der Lüge, der Schmeichelei, seiner Gerechtigkeitsliebe — ist in zahllosen Geschichten, Erzählungen und Anekdoten in alle Kreise des Volkslebens eingedrungen und wie keine andere Persönlichkeit unserer Geschichte das lebendige Eigenthum der Nation geworden. Er ist der einzige Mann, dem es mitten in der Zerrissenheit gelang, im ganzen Kreise der Nation populäre Wurzel zu schlagen, dessen verehrtes Bildniss bis in die entlegensten Gegenden in Palast und Hütte eine Heimstätte fand.“

Gleich seinem grossen Ahnherrn war unser Kaiser Wilhelm — wer möchte es heute glauben? — anfangs von wenig kräftiger Constitution. Als die Schlacht von Leipzig geschlagen wurde, musste der damals noch nicht 17jährige Jüngling auf Befehl des für seine Gesundheit ernstlich besorgten Vaters unthätig in Breslau bleiben. Doch bald hielt es ihn nicht länger daheim; er musste auch mit Blücher „über'n Rhein in Frankreich hinein!“ Und wie ihn einmal seine edle Mutter, die hochsinnige Königin Luise, ihrem Vater geschildert: „einfach, bieder und verständig“ — so erschien er auch dem alten Marschall Vorwärts, der damals (23. Dezb. 1813) in seiner treuherzig derben Weise aus Höchst schrieb: „Was mich nicht behagt, sind die villen grossen Herren. Eine ganze Hetze von Printzen kriege ich wider um mich, von alle ist der Printz Wilhelm von Preussen mich der liebste.“

Und so zog denn Prinz Wilhelm, der nur sechs Wochen die Campagne mitmache sollte, aber mehr und mehr durch Ueberwindung der jugendlichen Schwäche stark ward,

mit dem alten Blücher weiter gen Paris. Für seine im Gefecht bei Bar sur Aube bewiesene Bravour erhielt er am 10. März 1814 — dem Geburtstage der verklärten Königin Luise und zugleich dem ersten Stiftungstage dieses hohen Ehrenzeichens — das Eisene Kreuz. Am 31. März zog er mit dem siegreichen Heere in Paris ein, und abermals, nach der Waterlooer Schlacht, am 13. Juli des folgenden Jahres und — welch wunderbare Fügung des Geschickes! — nach mehr als einem halben Jahrhundert, am 1. März 1871, stand er zum dritten Male, und diesmal als Deutschlands Oberfeldherr und Kaiser, vor den Thoren der bezwungenen Hauptstadt!

Welche Fülle von Ereignissen ist es, die sich, Aller Erinnerung gegenwärtig, in die jenem historischen Tage vorausgegangenen kurzen sieben Jahre zusammengedrängt, welch gewaltiges Stück Geschichte, das da, im Verein mit seinen Heerführern und Staatsmännern, unser Kaiser Wilhelm geschaffen hat — nach den Männern des Wortes und des Gedankens der Mann der That, der berufen war, das Testament Friedrichs des Grossen zu erfüllen und zugleich das Wort seines königlichen Bruders einzulösen, dass die deutsche Kaiserkrone nur auf dem Schlachtfelde könne gewonnen werden.

Solchen Preis hat dem kaiserlichen Sieger gewiss nicht das lächelnde Glück zugeworfen, er war das Ergebniss langen angestregten Wirkens, die Frucht ernster Mühen. Unser König hat eben selbst am besten wahrgehalten, was er in der bei Antritt seiner Regierung (7. Jan. 1861) erlassenen Proclamation seinem Staate als Norm vorgeschrieben: „Es ist Preussens Bestimmung nicht, dem Genuss der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht. Nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten.“

Bescheidenen, schlichten Sinnes glaubt Kaiser Wilhelm mit allem was er erreicht lediglich seine Schuldigkeit gethan zu haben. In diesem wahren Spartanersinne ruht ein Zug antiker Grösse, wie sie in der berühmten Inschrift des Simonides auf die Gefallenen von Thermopylae sich ausspricht, welche die grosse That prunklos als einfache Pflichterfüllung darstellt:

„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest  
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.“

In solcher Pflicht- und Berufstreue hat unser Kaiser einen nie ermattenden Thätigkeitstrieb in sich wach und rege erhalten, der, verbunden mit der Strenge und Einfachheit seiner Lebensweise, seinem hohen Alter eine Rüstigkeit verlieh, wie sie — von unserm Karl dem Grossen, unserm Barbarossa nicht zu reden — selbst im urgesunden classischen Alterthum von wenig Herrschern bezeugt wird. Wurde es doch an jenem seit Hannibal's Tagen furchtbarsten Feinde der Römer, dem pontischen Könige Mithridates als etwas ganz Besonderes gerühmt, dass er noch mit 70 Jahren bewaffnet zu Pferde gestiegen sei. Unsern Kaiser aber sieht man noch mit der Last seiner Achtzig, bald hier, bald dort, zu kriegerischer Uebung fest im Sattel!

Diese seltene, bis ins höchste Alter bewahrte, in strengem Pflichtgefühl begründete Arbeitsfrische und Arbeitslust dürfen wir als den hervorstechenden Charakterzug Sr. Majestät bezeichnen, als die Krone und den Preis seines Lebens. Und damit ist er ein hohes Vorbild eben unserer Zeit, wo Arbeitsscheu und Genussucht das Verbrechen gross zieln, wo, nach einem treffenden Worte Fr. Kreyssig's, frivole Pflichtverachtung wie giftiges Gas die Atmosphäre des Jahrhunderts durchdringt. Daher auch vielfach jene allem frischen Streben, allem idealen Schwunge abholde politische und sociale Verstimmung, daher jene trübe und pessimistische Anschauung, die sich in weitesten Kreisen breit macht und selbst in der modernen Dichtung und Philosophie überreichen Ausdruck gefunden hat.

Ein erfreulicheres Bild, ein erquickendes und anziehendes, gewährt uns die Jugend, deren Bildung unserer Sorge anvertraut ist. Möge sie, frohen Herzens und hellen Blicks dem Leben zugewandt, jederzeit auch den ersten Geist der Arbeit pflegen, der im erlauchten

Hohenzollern-Hause webt und waltet. Möge sie erkennen und bedenken, dass insbesondere die Wissenschaft, deren edlem Dienste sie sich gewidmet, die ganze Hingabe der Kräfte verlangt und schon dadurch, neben ihrem unschätzbaren inneren Werthe, eine hohe sittliche Bedeutung hat. Darnach zu handeln, im kleinen Kreise durch Fleiss und Pflichttreue hohem Vorbilde nachzueifern, das wäre wohl ein Gelöbniß „des Kaisers werth an seinem herrlichsten Feste“!

Ein gutes, Vertrauen erweckendes Anzeichen, dass dem so sein werde, mag uns eben der heutige festliche Tag geben. Es ist der erste Frühlingstag, wo nach langer grauer Winteröde das erste junge Grün in Flur und Wald das Herz mit Hoffnung und neuem Lebensmuth erfüllt. Frühlingsanfang: Kaisers-Geburtstag — bedeutungsvolles Zusammentreffen! Ein glückliches Augurium, das uns froh bewegt mit dem Dichter (Gust. zu Putlitz) ausrufen lässt:

„Heil Ihm, der uns einst geboren mit dem neu erwachten Lenze,  
Aus dem ersten Grün des Jahres winden wir die Kaiserkränze.  
Mit des jungen Jahres Blüthen trat ins Leben er hinein,  
Glück verheissend unserm Volke wie ein Frühlingssonnenschein!“

Nach wilden Kriegesstürmen hat unser Kaiser am Abend eines vielbewegten Lebens, dessen Wurzeln noch in das vorige Jahrhundert reichen, während seine Krone dem Ausgange des jetzigen zuneigt, mit des Reiches Wiedergeburt den langersehnten deutschen Frühling heraufgeführt. Dass unser Volk, wie der sangesreiche Heldenjüngling (Th. Körner) es einst erlebt, nun dasteht „bekränzt vom Glücke, in seiner Vorzeit heil'gem Siegereglanz“, es ist vor allem das Werk dessen, dem schon die Zeitgenossen den Namen des Siegreichen gegeben haben. Sein Werk ist es, dass wir hier am Strande des vielbesungenen, vielumworbenen Stroms als unbezwungene Deutsche in Freiheit und Frieden seinen Ehrentag feiern. Durch Ihn erst wurde die bezeichnende Inschrift unseres Bonner Arndt-Denkmal's zur vollen Wahrheit: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!“

Voll inniger Dankbarkeit preisen wir drum unsern theuren Kaiser, der, gross durch seine Thaten, ehrwürdig durch seine Person, nicht nur ein Eroberer neuen Staats- und Reichsgebiets geworden ist, sondern auch ein Eroberer der Geister und Herzen. Fürwahr ein Herrscher und ein Held — gross und gut, bei dessen Anblick es uns an die Schilderung gemahnt, welche das alte Rolandslied von Karl dem Grossen gibt: „Edel von Haltung, im Antlitz Stolz und Milde, den weissen Bart auf blühender Wange, leicht gerührt und leicht erheitert, wenig redend und festen Sinnes bei grosser Güte.“ So steht das Bild des Kaisers vor uns, und schon beginnt, wie es nur bei grossen Persönlichkeiten der Geschichte eigenthümlich ist — und selbst die letzten ruchlosen Mordversuche konnten nur dazu beitragen diesen Eindruck zu erhöhen, dies vorahnende Gefühl zu bestätigen — ja, schon beginnt, sage ich, der Reiz des Romantischen, Sagenhaften sein ehrwürdiges Haupt zu umschweben und wird es weiter, je mehr diese imposante Gestalt in eine wahrhaft historische Perspective rückt.

Wir aber bitten zu Gott, dass er auch fernerhin unseres geliebten Kaisers Leben und Wohlergehen in seinen gnädigen Schutz nehme, und schliessen unsere ehrfurchtsvollen wärmsten Wünsche in die (meinerseits nur mit einer leichten Variante bedachten) classischen Verse des römischen Dichters:

„Serus in coelum redeas diuque  
Laetus intersis populo Germano,  
Neve te nostris vitis iniquum  
Ociur aura

Tollat. Hic magnos potius triumphos,  
Hic ames dici Pater atque Princeps!“

Ja, möge er noch lange huldreich unter seinem treuen Volke weilen, seines Siegeruhms froh und des Volksgrusses: Vater und Fürst! Und so erschalle denn zur Bekräftigung dieses Wunsches von Herz zu Herz, von Mund zu Munde unser Jubelruf: Se. Majestät, unser Allergnädigster Kaiser und König — lebe hoch!

## Antrittsrede des Rectors,

am 13. Mai 1878.

Indem ich hier zum ersten Male vor Ihnen auftrete, um die Laufbahn zu beginnen, welche mir der ehrende Ruf unserer hohen Regierung eröffnet hat, sei es meine erste Pflicht, dieser hochgeehrten Versammlung, welche theilnehmende Liebe zu unseren Studien und der studirenden Jugend hierhergeführt hat, für die damit bezeugten Sympathien den geziemenden ergebensten Dank auszusprechen. Vor allem aber drängt es mich, dem verehrten Vertreter der vorgesetzten hohen Behörde, dessen freundlich anerkennende und mahnende Worte mich so sehr ermunterten und ermuthigten, meinen besonderen tiefgefühlten Dank abzustatten. Seine ehrende Gegenwart ist unserer Anstalt eine Gewähr weiteren gütigen Wohlwollens. Ja, wir dürfen die uns erwiesene Gunst um so höher anschlagen, als die Zeit des Repräsentanten unserer Regierung eben zu Beginn dieses Semesters bereits durch zwei andere Amtseinführungen in Anspruch genommen war.

Da es mir nun nach altem Brauche weiter obliegt, meine mit dieser Stunde inaugurierte Amtsthätigkeit durch einige Worte einzuleiten, so will ich, da wenige Zeit mir zugemessen ist, nur einen Ihnen dahier oft vor Augen getretenen classischen Spruch einer kurzen Betrachtung unterbreiten. Es sind eben die Worte, welche, von meinem zweiten Vorgänger herrührend, über der Schwelle dieses Saales Sie wie ein altrömisches Salvete! begrüßten: „Introite, nam et hic Dii sunt.“ Ursprünglich ist's ein griechischer Spruch, über dessen nähere Beziehung uns der Humboldt des Alterthums, Aristoteles, berichtet: einst hätten einige Athener den Philosophen Heraklit, dessen Ruhm durch ganz Hellas erscholl, zu Ephesus besuchen wollen. Als sie nun, durch das bescheidene Aeussere der ihnen bezeichneten Wohnung irre gemacht, un schlüssig waren näher zu gehen, trat der Weise heraus und hiess sie mit freundlichem Willkommgruss getrost eintreten, denn auch hier seien Götter: „εἰσέλτε θεῶν οὐρίας, εἶναι γὰρ καὶ ἐνταῦθα θεοὺς.“ Der tiefblickende ernste Denker wollte damit zu verstehen geben, dass — entgegen dem vulgären Götterglauben, den er eine „ἰερά νόσος“ nannte — auch seine Lehre Keime des Göttlichen enthalte und pflanze. In analogem Sinne dürfen auch wir denen, die diesem schlichten Asyle der humanen Wissenschaften nahen, zurufen: „Tretet ein, denn auch hier sind Götter!“

Nach seinem Namen und seinem Zwecke ist eben unser deutsches Gymnasium eine edle Turnschule des Geistes — ich möchte sagen: gegen die mehr eine besondere Fachbildung bezweckende Realschule eine auf das Allgemeine, Höhere gerichtete Idealschule. „Litterae — Artes“\*) steht auf dem Panier, das wir hochhalten und wie ein heiliges Palladium schirmen. Gerade in unserer industriell so gewaltig entwickelten Zeit mit ihrer wilden Jagd nach dem Glück, wo Genuss und Gewinn um jeden Preis die Parole des Tages ist, und entgegen auch der Complicirtheit und aufregenden Unruhe des modernen Lebens ist der erhabene Idealismus der antiken Bildung von doppelter Bedeutung.

Die stille Grösse der alten Welt, die edle Einfachheit und Würde, welche allen Erscheinungen des antiken Lebens aufgeprägt ist, hier des Weiteren schildern wollen möchte Männern gegenüber, die den Werth dieser Studien als Jünglinge erkannt haben und gewiss noch jetzt

\*) Inschriften des Saales.

wohl zu würdigen wissen, fast gemeinplätzig erscheinen, ja es hiesse im wörtlichsten Sinne „Eulen nach Athen tragen“. Ich lasse daher lieber die schönen Worte Jean Paul's für mich reden: „Wenn es je Bildner und Lehrer des Menschengeschlechts gegeben hat, so sind es die Griechen; und die ernstesten, selbst classischen Römer, die ersten Schüler von jenen, haben bereits dargethan, was der Einfluss griechischer Bildung ist und vermag. Die jetzige Menschheit versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der grossen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zum Jahrmarkte des späteren Lebens nähme.“

Ein warnendes Beispiel, wie ein Volk ohne unsere humanistischen Studien dem nackten Materialismus, dem blöden Cultus des goldenen Kalbes verfällt, ist das heutige Amerika, wo der „allmächtige Dollar“ herrscht und in der allgemeinen Geldjagd so recht der spöttische Spruch des alten Horaz praktisch geworden ist: „Mach dir Geld, wenn's geht auf rechte Weise, wo nicht, mach dir nur Geld — rem, facias rem!“

Sollte mir hier vielleicht im Stillen der Vorwurf gemacht werden, dass ich eben nur in eigener Sache redete, im Grunde nur eine oratio pro domo hielte, so sei mir gestattet, auf die jüngst publicirten\*) trefflichen Worte Emil Du Bois-Reymond's hinzuweisen — von dem berühmten Physiologen gewiss ein unverdächtiges, vollwichtiges Zeugniß: „Halten wir der die Ideale zergliedernden, was sie nicht in nüchternes Licht zu setzen vermag verächtlich bei Seite schiebenden, die Geschichte ihrer ergreifenden Macht, die Natur selber des reizenden Schleiers beraubenden Naturwissenschaft das Palladium des Humanismus entgegen. Wie er die Menschheit aus dem Verliesse der scholastischen Theologie errettete, so trete er jetzt in die Schranken wider den neuen Feind harmonischer Cultur. Die von unvergänglichem Zauber umwitterten Menschen- und Göttergestalten des Alterthums, jene Sagen und Geschichten der mittelländischen Völker, in welchen fast alles Schöne und Gute wurzelt, der geistige Umgang mit der hochgestimmten antiken Gesellschaft, die zwar der Naturwissenschaft entbehrte, aus deren Mitte aber bevorzugte Männer zu kaum wieder erreichter Grösse aufstiegen: sie sind es, von deren Einwirkung auf das jugendliche Gemüth am sichersten Heil im Kampfe gegen die mit eisernem Arm heute nur noch locker, bald jedoch enger und enger uns umschnürende Neobarbarei zu hoffen ist. Der Hellenismus halte den Amerikanismus von unseren geistigen Grenzen fern.“

Letzterem entgegen sei auch darauf hingewiesen, wie eben ein anderes, dem unseren nächstverwandtes, aber gleichfalls eminent praktisches Volk, das englische, sich jederzeit dessen bewusst geblieben ist, was es dem streng durchgeführten classischen Principe seiner Jugendbildung verdankt. Seine ersten Staatsmänner, wie Pitt und heute Gladstone, kannten und kennen die Alten trotz jedem Philologen.

Vor allem aber ist es unser Deutschland, dem der unbestrittene Ruhm treuester und sorgsamster Pflege der classischen, wie der diesen innerlich verwandten Studien gebührt. Der Franzose Leon Gautier meinte sogar, eben in der deutschen Wissenschaft liege Deutschlands Stärke und das Geheimniß seiner Triumphe. Und wenn nun auch andere vorurtheilsfreie Männer unter unseren galanten Nachbarn mit „patriotischer Beklemmung“ bekannten, dass eine der Hauptursachen ihrer steten, geradezu unerhörten Niederlagen die wissenschaftliche Ueberlegenheit Deutschlands gewesen sei, welche Forderung wird sich für uns daraus ergeben? Doch wohl die, dass Alle, Lehrende wie Lernende, und soviel ein Jeder an seiner Stelle vermag, eifrig bestrebt sein sollen, jenen hohen Ruhm tüchtiger wissenschaftlicher Bildung für unser Vaterland aufrecht zu halten. Es kömmt dabei nicht auf das Viellernen an, denn eben das ist nach dem weisen Spruche Heraklit's: „πολυμαθία νόον οὐ διδάσκει“ eher ein Fehler. Die echte Lernlust, die Philomathie, sei unsere Aufgabe, jenes edle wetteifernde Streben, das allem Gelingen den Kranz entgegen trägt.

Suchen wir aber auch — und damit wende ich mich vorzugsweise an euch, geliebte

\*) Culturgeschichte und Naturwissenschaft. Leipzig, Veit & Co. 1878. S. 45.



Schüler — aus unseren Studien Eins vor allem uns anzueignen, worin eben die Alten uns ein leuchtendes Vorbild und Muster sind: die, wiederum wesentlich in idealem Sinne begründete, thatkräftige und opferwillige Vaterlandsliebe! Wohl in keinem Punkte haben die Alten ihre sittliche Kraft, ihre *virtus*, d. h. männliche Tüchtigkeit, edler und herrlicher an den Tag gelegt. Uad eben diese, Griechen wie Römer gleich sehr auszeichnende, lebendige Vaterlandsliebe ist wiederum, wie die Alten treffend sagten, „die Mutter vieler Tugenden“. Zu ihrer Bethätigung verlangt sie: Gehorsam, Gewöhnung an Ordnung, Zucht und Sitte, Fleiss, Arbeitssamkeit, Pflichttreue — alles Tugenden, die so recht Hohenzollern-Tugenden genannt werden können, Tugenden, deren freie Uebung eben dem Staate obliegt, dem das Königliche Wort zur Richtschnur gegeben, dass es ihm nicht bestimmt sei, „dem Genuss der erworbenen Güter zu leben“.

Auch an euch, ihr Knaben und Jünglinge, ergeht dieser Appell unseres allverehrten Kaisers und Königs. Auch auf euch rechnet Er, er erwartet von euch, der jungen Garde der Zukunft, dass der gute Geist, aus dem die eben genannten Tugenden erblühen, jederzeit unter euch walte. *Macte virtute, puer!* sagt Er zu einem Jeden von euch, die ihr dereinst bestimmt seid, mit den Waffen des Arms oder des Geistes auch eine „Wacht am Rhein“ zu sein, die fest steht und treu zum Vaterlande!

Ihnen aber, meine geehrten Herren Collegen, reiche ich mit vollem Vertrauen zu gemeinsamer Arbeit die Hand und sage, gleiches Vertrauen von Ihnen erbittend, mit den Worten der Goethe'schen Iphigenie: „Zwischen uns sei Wahrheit!“ Lassen Sie uns in rechter Berufstreue und Berufsfreudigkeit stets fest zusammenhalten und in gleicher Hingabe an die ideale Seite des Lehrerberufs in dem echten, harmonisch verbundenen religiösen, wissenschaftlichen und vaterländischen Sinne die unserer Obhut anvertraute Jugend den Weg führen, welchen der weise Heraklit die „*ὁδὸς ἄνω*“ nannte, den Weg nach oben.

Mein letztes wie erstes Wort aber gilt Ihnen, hochzuverehrende Vertreter des Staates und der Stadt. Ich wende mich an Sie mit der ehrfurchtvollen Bitte, dieser Anstalt, für deren Wohl und Gedeihen ich nach bestem Wissen und Vermögen thätig zu sein gelobe, Ihre wohlwollende Unterstützung, Ihren starken Schutz gewähren zu wollen. Ihre derselben seither so gütig erwiesene Theilnahme und Fürsorge sei ihr eine gute Bürgschaft, ein sicheres Pfand der Zukunft. Das walte Gott!